

Duits

VWO

teksten

Donderdag 18 mei 1995

09.00–11.30 uur

Meilenweit für die Umwelt

- 1 1 Neulich auf der Fahrrad-Demo waren alle, alle da: Ökos, Müslis, Alternative, Punks,
 2 Mountainbike— und Liegeradfreaks, Muttis und Vatis. Keine Frage, die Umwelt macht
 3 vielen Menschen Sorgen. Der Müll ist ein gutes Beispiel. Kaum einer kann sich der Trenn-
 4 Euphorie entziehen, die das duale System auf den Punkt gebracht hat. Oder nehmen
 5 wir das leibliche Wohl: Bioläden, die uns mit umweltgerecht erzeugten Lebensmitteln
 6 und Socken aus naturbelassener Wolle versorgen, werden mittlerweile von Supermärkten
 7 kopiert. Setzt sich allmählich der umweltbewußte, der ökologische Lebensstil durch?
- 2 8 Ansatzweise vielleicht, aber nicht in der Substanz: Fahrräder boomen, doch kaum einer
 9 fährt damit täglich zur Arbeit. Für den motorisierten Bürger im Sammelwahn ist kein
 10 Container zu weit, um den Joghurtbecher seiner Wiederverwertung zuzuführen. Das Bio-
 11 laden-Quellwasser — aus Norwegen im Einwegkarton herangekarrt — macht deutlich,
 12 daß auch die demonstrativ Ökobewußten zwar einzelne Aspekte der umweltverträglichen
 13 Lebensführung beherzigen, aber gleichzeitig andere völlig ausklammern.
- 3 14 Der Soziologe Fritz Reusswig hat in der jüngsten Ausgabe der Zeitschrift *Politische*
 15 *Ökologie* unser grünes Gewissen ausgeleuchtet: »Ökologisches Bewußtsein hat sich keines-
 16 wegs nur im 'angestammten' Milieu der Müslis und Ökos durchgesetzt. Im Gegenteil: Die
 17 Öko-Orientierung in Deutschland wuchs in den achtziger Jahren, obwohl das 'alternative
 18 Milieu' sich zwischen 1983 und 1992 von vier Prozent auf zwei Prozent der Bevölkerung
 19 reduziert hatte.«
- 4 20 Umweltbewußtsein haben also auch die »Etablierten« entwickelt. Im Vergleich verhalten
 21 sich die »Alternativen« nicht unbedingt besser: »Sie wissen zwar mehr über die Umwelt
 22 und ihre Krise, sind aber weniger nachhaltig bereit, ihr Verhalten danach einzustellen.
 23 Aufgrund ihrer relativ geringen Technikadaption ist ihre Energieeffizienz zudem sehr
 24 schlecht.« Ein Auto bleibt auch dann ein ökologischer Störfall, wenn man es bunt anmalt.
- 5 25 Über die spießig-unmündigen Mitbürger rümpft die Ökointelligenz gern die Nase, auf
 26 die Reusswig sie nun haut: »*Global 2000* im Bücherschrank und die *Ökologischen Hefte*
 27 auf dem Tisch — das kann unter Umständen mit einem weniger ökologischen Lebensstil
 28 einhergehen als etwa Roger Whittaker und der Otto-Katalog.« Für die Umwelt zählen
 29 letztlich die Resultate und nicht die Motive: Wenn Energie und Rohstoffe verschwendet
 30 werden, ist schließlich egal, wie das geschieht — ob unbewußt oder bewußt, ob mit gutem
 31 oder schlechtem Gewissen, ob mit Lust oder Frust.
- 6 32 In einer Studie aus Bern und München kamen Ökosozioologen zu folgendem Ergebnis:
 33 »Wer einer höheren Schicht angehört, fährt zwar häufiger Auto und verbraucht mehr En-
 34 ergie, aber kauft mehr in Bio-/Ökoläden. Höher Gebildete brauchen überdurchschnittlich
 35 viel warmes Wasser (Hygieneansprüche in Angestelltenberufen), aber kaufen ebenfalls
 36 in Bioläden und fahren öfter mit der S-Bahn zur Arbeit. Familien mit Kindern benut-
 37 zen häufiger das Auto, aber sortieren Alu/Weißblech besonders gut aus und kaufen um-
 38 weltbewußter ein. Ältere Menschen schludern bei der Abfalltrennung, aber haben kaum
 39 Wäschetrockner und sind im Verkehrsbereich sehr umweltfreundlich.«

- 7 40 Jeder, wie er kann. Oder nur jeder, wie er will? Daß wir uns, wie die Soziologen mitleidlos
41 analysiert haben, nur die Rosinen aus dem Ökokuchen herauspicken, gibt uns zwar ein
42 gutes Gewissen, bringt aber der Umwelt nicht viel.

Christian Weymayr, in: Die Zeit, 10.9.1993

Die käuflichen Spiele

- 1 1 Vielleicht sollte man eine abschließende Betrachtung über diese Olympischen Spiele in zwei
2 Abteilungen gliedern, der Ehrlichkeit halber. In der ersten Abteilung kämen wir dann
3 nicht um das Bekenntnis herum, daß wir, daß im Durchschnitt 6,7 Millionen deutsche
4 Zuschauer in diesen zwei Wochen bestimmt 60 Stunden vor den Fernsehgeräten gesessen
5 haben, und das kaum, weil wir die Darbietungen besonders langweilig gefunden hätten:
6 Wahr ist, daß in Barcelona die Auerbach-Salti noch verschraubter, die Abgänge vom Reck
7 noch tollkühner gesprungen wurden als je zuvor; und wer bei den witzigen Paßbällen, die
8 der Basketballspieler Johnson hinter seinem Rücken zum Kollegen Jordan zaubert, nicht
9 in Begeisterung ausbricht, dem fehlt leider eine wichtige Antenne zur Registrierung der
10 unterhaltsamsten menschlichen Fertigkeiten.
- 2 11 Es folgt nun die zweite Abteilung mit der Erörterung der Frage, warum dieses spani-
12 sche Olympia einen noch unangenehmeren Nachgeschmack hinterlassen wird, als das den
13 Spielen in Seoul gelungen ist oder denen in Los Angeles, von den jüngsten Winter-Olym-
14 piaden ganz zu schweigen. Natürlich hat das erst einmal mit den Zeiten zu tun, in denen
15 die Nachrichten aus Barcelona mit denen aus der sonstigen Welt zu konkurrieren haben.
16 Eine einzige Viertelstunde im Frühstücksfernsehen, in der zuerst die ermordeten bosni-
17 schen Babys gezeigt werden, bevor, genauso ernsthaft, mit dem zuständigen Sportwart
18 die »katastrophale Leistung« der deutschen Leichtathleten diskutiert wird, zeigt in der
19 Nußschale die Absurdität einer aus den Fugen und Prioritäten geratenen Welt. Immerhin,
20 der Olympiakämpfer schießt wenigstens nur auf laufende Scheiben, und wenn er beim
21 Judo verloren hat, schüttelt er seinem Feind die Hand, auch wenn der die Gemeinheit
22 begangen hat, ihn zu besiegen.
- 3 23 Das Wort *Feind* ist natürlich provokativ gemeint, ist nicht gerecht, weil auch in Barce-
24 lona wieder viele Athleten zu sehen waren, die eine Niederlage beim Zehnkampf fröhlich
25 aushalten, weil sie ja nicht ihre Ehre oder den Sinn des Lebens verloren haben, sondern
26 nur zwei Zehntelsekunden über vierhundert Meter. Es gibt diese Sportler, nur gibt es sie
27 offenbar immer weniger — und die Frage ist nun, ob es beim Beklagen dieser Tatsache
28 nicht ziemlich abwegig wäre, auf einen neuerdings um sich greifenden Charakterdefekt
29 unter modernen Olympioniken einzudreschen. Wenn ein Läufer buchstäblich mit aller
30 Gewalt über zehntausend Meter gewinnen muß, wenn fast jeden Tag ein betrügerischer
31 Hammerwerfer oder Marathonläufer aus Olympia verjagt wird, weil er zwar das Risiko
32 der Entdeckung kennt, es aber noch schrecklicher fände, keine Leistung zu bringen, dann
33 muß man die Schuld nicht zuerst bei den Sportlern suchen. Die Schuld liegt beim System.
34 Und an denen, die es zur Perfektion getrieben haben, in Kenntnis der Konsequenzen.
- 4 35 Es war ja, man erinnert sich schon kaum mehr daran, einmal ganz anders gedacht, es
36 hat wirklich einmal so etwas wie eine plausible olympische Idee gegeben: eine Idee von
37 Menschen, die aus der Geschichte gelernt hatten und hofften, eine begeisterungsfähige

- 38 Öffentlichkeit würde diese Lehren mit ihnen ziehen. Pierre de Coubertin hatte studiert,
 39 wie die vielbesungenen antiken Olympischen Spiele im Laufe der Jahre pervertierten, weil
 40 nämlich plötzlich das Geld eine unglaublich große Rolle spielte; er hatte nachgelesen, wie
 41 aus den einst umjubelten Helden, die zum Zeichen des Sieges nur einen Ölzweig bekamen,
 42 irgendwann verachtete und korrupte Wanderzirkus-Profis geworden waren, von denen
 43 Euripides schrieb, unter »den zehntausend Bösen in Griechenland sei keiner schlechter als
 44 diese Gattung«. Genau diesem gut beschriebenen Niedergang mit logischem Ende hatte
 45 Coubertin das Ideal eines erneuerten Olympismus »als eine Schule moralischer Größe und
 46 Reinheit« gegenübergestellt.
- 5 47 Man kann das pathetisch finden, ersatzreligiös, auch weltfremd angesichts der Erkenntnis,
 48 daß sich die natürliche Ruhm- und Profitsucht der Menschen bei jedem organisierten Wett-
 49 kampf am Ende mehr oder weniger durchsetzen wird. Was nicht geht, ist zu behaupten,
 50 die obersten Olympier hätten nicht genau gewußt, daß ihre schöne Idee auch beim zweiten
 51 Anlauf scheitern wird, wenn sie die erwähnte Profitsucht auch noch systematisch fördern.
 52 Genau zwanzig Jahre ist es erst her, daß der damalige IOC-Chef Avery Brundage vor den
 53 Spielen in München wieder einmal eine wütende Attacke gegen den Professionalismus ritt,
 54 weil es das Grundprinzip Olympias sei, »daß weder Wettkämpfern, Funktionären noch Or-
 55 ganisatoren erlaubt ist, von den Spielen zu profitieren«. »Olympiamedaillen dürfen nicht
 56 gekauft werden«, schrieb Brundage damals, gefeiert von Willi Daume dafür, »daß er nie
 57 den bequemen Weg gegangen ist, immer den geraden«. Daume seinerseits aber hat ge-
 58 radenwegs zusammen mit all seinen ehrwürdigen IOC-Kollegen innerhalb kürzester Zeit
 59 so ungefähr jedes Ideal geopfert, für das er früher in zahllosen Interviews gekämpft hat
 60 — und eines Tages erschien es jungen Damen eben zwingend, Kälbermashormone zu
 61 schlucken zum Zwecke der hoch honorierten olympischen Leistungssteigerung. Inzwischen
 62 ist zwar das IOC steinreich, viele Sportler sind es, ebenso viele Händler, die gerne auch
 63 mit den gemästeten Siegern Geschäfte machen — nur die Idee ist über all dem Fortschritt
 64 unsanft verstorben.
- 6 65 Und natürlich ist sie nicht mehr wiederzubeleben: Nicht durch Fair-play-Preise für jene
 66 selbstverständliche Ritterlichkeit, die der Teilnehmer im olympischen Eid beschwört, aber
 67 sofort vergißt, wenn ihm ein staatliches Institut mit Hilfe von Steuergeldern ein Renn-
 68 rad baut, mit dem er allein den Luftwiderstand um 0,3 Promille reduzieren kann; auch
 69 nicht durch die allerstriktesten Kontrollen ist die Idee zu reanimieren, Kontrollen, die in
 70 Wahrheit nur noch stattfinden, weil die Zuschauer die Lust am Finale zwischen den be-
 71 sttrainierten Pharmaziekonzernen irgendwann verlieren würden, was wiederum schlecht
 72 wäre für die Anzeigenpreise im Fernsehen.
- 7 73 Wahrscheinlich würde wieder einmal eine Pause von 2000 Jahren guttun, aber für so lange
 74 bindet sich vermutlich kein Sponsor.

Süddeutsche Zeitung, 8./9.9.1992

Versagen beim Abspecken kann Selbstbetrug sein

- 1 1 Sich von überflüssigen Pfunden zu trennen fällt vielen Menschen schwer. Doch wor-
 2 an liegt es: an mangelnder Disziplin oder am erlahmten Stoffwechsel? Immer wieder
 3 klagen Fastende darüber, daß sie kaum abnehmen — trotz des Verzichts auf Kalorien

4 und trotz sportlicher Anstrengungen. Eine Studie aus den USA legt nun nahe, daß es
 5 sich bei der »Diätresistenz« um Selbstbetrug handeln kann. Wissenschaftler aus New
 6 York berichten darüber in der Zeitschrift »New England Journal of Medicine«. Sie
 7 nahmen übergewichtige Frauen und Männer unter die Lupe und überprüften Kalori-
 8 enzufuhr und Energieverbrauch sowie deren Einschätzung. Es stellte sich heraus: An-
 9 geblich »Diätresistente« unterschätzten ihre Kalorienzufuhr um etwa 50 Prozent und
 10 überschätzten ihre sportliche Aktivität ebenfalls um rund 50 Prozent. Ist fehlgeschla-
 11 genes Abspecken stets das Ergebnis einer Selbsttäuschung? Die Forscher weisen darauf
 12 hin, daß sie keineswegs das Rätsel des Diätversagens gelöst hätten. So könnten krankhaf-
 13 te Stoffwechselveränderungen nicht nur Ursache des fehlenden Gewichtsverlusts, sondern
 14 auch der Fehleinschätzung sein.

Die Welt, 20.1.1993

Keine Bildgwitter

Fernsehkritik

ARD, sonntags: »Wir Deutschen«

- 1 1 Wer hat schon was im Sinn mit Bildungsfernsehen! Die Sender machen's, weil sie ihren
 2 Kulturauftrag erfüllen müssen, die Leute machen's nicht an, weil sie in ihren Wohnstuben
 3 keine Schulbänke stehen haben, und den Jugendlichen reicht die Penne. Bildungsfernsehen
 4 ist 20 — so das Vorurteil.
- 2 5 Um ein Vorurteil nämlich handelt es sich: Gäbe es das Fernsehen nicht — um des Bil-
 6 dungsprogramms willen müßte man es erfinden. Nicht weil alle Welt die TV-Nachhilfe
 7 nötig hätte, auch nicht, weil Unterricht im Fernsehen immer gelänge, sondern weil die
 8 *Möglichkeiten* des Bildungsfernsehens enorm sind. Und was an Angeboten kommt, wird
 9 21. Doch, doch.
- 3 10 Fragen Sie mal rum. Der eine hat seine geologischen Kenntnisse fast ganz aus dem Fern-
 11 sehen, der andere weiß einiges über Hirnphysiologie — aus dem dritten Programm. Der
 12 nächste hat seine Orientierung in der Milchstraße aus einer TV-Serie. Und Nachrichten von
 13 solchen Ländern und Leuten, die trotz des Massentourismus für die meisten unerreichbar
 14 bleiben, die kommen aus der Glotze.
- 4 15 Das Fernsehen könnte sich zu einer wahren Volkshochschule entwickeln, aber es 22 und
 16 hat Gründe. Während Geologie, ferne Länder und Tierkunde eine Überfülle prächtigen
 17 Bildmaterials ganz von selbst liefern, ist die Geschichte, allemal die »alte«, knauserig
 18 mit der Anschauung. Alles, was vor Erfindung der Photographie spielt, ist televisionär
 19 23. Hier mal ein Museumsstück und ein Kupferstich, da mal eine stehengebliebene
 20 Klostermauer oder eine Burg, das wär's. Also überläßt man die Geschichte lieber den
 21 Printmedien.
- 5 22 Es sei denn, man heißt Bernhard Dircks und hat den Mut, bis zur Völkerwanderung
 23 zurückzugehen und Bilder zu *erfinden*, wo sich keine von selbst ergeben. Man kann zum
 24 Beispiel das antike Rom oder ein gotisches Wehrdorf im Modell vorführen, man kann auf
 25 einem geweihten Wagen oder auf einem Schwert mit Kreuzesnagel lange verweilen und
 26 Geschichten dazu erzählen. Man kann die von Bildgwittern ermüdeten Netzhäute der

27 Zuschauer 24 und eine neue Sparsamkeit mit dem optischen Angebot ausprobieren,
 28 die, unterstützt von musikalischen Effekten und einem Sprecher wie Gert Westphal, solche
 29 Sätze begleitet: »Man muß es sich vorzustellen versuchen.«
 6 30 Was? Das Sonnenlicht, wie es die Mosaiken im Kaiserpalast zu Trier erglänzen läßt. Die
 31 Hunnen, vor denen das Volk ins Amphitheater flieht. Rom, das seine Tore den Goten öffnen
 32 muß. Bonifatius, der zu den Sachsen predigt. Karl den Großen, wie er zu Felde zieht, und
 33 Otto I., wie er zur Kaiserkrönung reist. Es gibt immer ein paar Bilder, die sich anbieten,
 34 und von ihnen müssen jene ausgewählt werden, die fähig sind, 25 anzuschieben.
 7 35 Fernsehen, man weiß das, ist eine Bildmaschine, die das optische Vorstellungsvermögen,
 36 den »inneren Film«, 26. Offenbar muß das nicht so bleiben. »Wir Deutschen«
 37 lehrt: Auf dem Schirm Gesehenes kann durchaus die innere Anschauung reizen. Eine wohl-
 38 kalkulierte Ökonomie weniger, ausgesuchter Filmsequenzen — das ist keine fürs Fernse-
 39 hen 27 Dramaturgie, aber sie funktioniert und ist vielleicht zukunftsträchtiger als die
 40 gewöhnliche Überschußproduktion beliebiger optischer Schnipsel.

Barbara Sichtermann, in: Die Zeit, 13.12.1991

Falsch verstandene Risiken

1 1 Die ärgsten statistischen Sünden begehen die Medien bei Nachrichten aus der Wissen-
 2 schaft. Das liegt freilich nicht nur an den Journalisten. Mit wissenschaftlichen Berichten
 3 ist es wie mit Gebrauchsanweisungen: Man muß besonders gründlich das Kleingedruck-
 4 te studieren. Kleingedruckt ist oft gerade der wichtigste Parameter für die Auswertung
 5 eines Forschungsergebnisses, die gewöhnlich mit P bezeichnete Wahrscheinlichkeit dafür,
 6 daß sich das Versuchsergebnis auch aus reinem Zufall hätte einstellen können. P muß eine
 7 möglichst kleine Zahl sein. Fehlt ihre Angabe in einer Originalarbeit oder in einer
 8 Agenturmeldung aus der Wissenschaft, sollte ein Journalist die Finger davonlassen.
 2 9 Leute, die es für unbequem halten, folgerichtig zu denken, haben die Statistik in einen
 10 schlechten Ruf gebracht, den diese Wissenschaft nicht verdient. Nur die Statistik liefert
 11 das Werkzeug, mit dem wir Gesetzmäßigkeiten der Natur zutage fördern und drohen-
 12 de Gefahren rechtzeitig erkennen können. Deshalb sollte jeder, der sich anschickt, die
 13 Öffentlichkeit zu unterrichten, ob Journalist oder Politiker, zumindest die Grundregeln
 14 der Statistik beherrschen. Dann fände so manche Desinformation nicht statt, und viel Po-
 15 lemik, die sich auf angeblich wissenschaftliche Fakten beruft, käme gar nicht erst auf, weil
 16 ihre Unhaltbarkeit schon an der Quelle ihrer Verbreitung erkannt würde, in der Redaktion.
 3 17 Desinformation kommt auf vielen Wegen in die Zeitung oder ins Fernsehen und
 18 somit in unsere Köpfe. Ein besonders tückischer Pfad ist sprachlicher Natur: der
 19 »Immermehrismus«, ein Trick, dessen sich Nachrichtenverbreiter bedienen, um zumeist
 20 aus der Luft gegriffenen Behauptungen ein quasistatistisches Mäntelchen umzuhängen.
 4 21 Diese sprachliche Gaukelei beginnt in der Regel mit Worten wie »Immer mehr« oder
 22 »Immer häufiger«. Unlängst war in einem Bericht über einen Medizinerkongreß zu le-
 23 sen: »Immer mehr Menschen leiden unter Allergien.« Da die Weltbevölkerung ständig
 24 zunimmt, ist zu vermuten, daß die Aussage stimmt. Doch so war sie nicht gemeint. Sie
 25 sollte suggerieren, daß die Rate der Allergierkrankungen in der Bundesrepublik ansteigt.

- 26 Das aber entbehrt jeglichen Beweises. Selbst wenn die Ärzte eine Zunahme von Aller-
 27 gieleidenden in ihren Praxen registrieren sollten, wäre dies statistisch bedeutungslos. Viel
 28 spricht dafür, daß Menschen mit Beschwerden, die früher klaglos hingenommen wurden,
 29 heute den Arzt aufsuchen. Die Frage, ob eine Krankheit im Zu- oder Abnehmen begriffen
 30 ist, läßt sich nur mit großangelegten Langzeitstudien beantworten. Grundvoraussetzung
 31 dafür ist eine zuverlässige Datenbasis, und die wäre nur herzustellen, wenn alle relevanten
 32 Krankheitsfälle zentral erfaßt würden. Wie problematisch so etwas ist, hat der Streit um
 33 die Aids-Meldepflicht und die Krebsregister gezeigt.
- 5 34 »Immer häufiger schließen sich junge Menschen fragwürdigen Sekten an.« — »Immer
 35 mehr junge Mädchen trauen sich nachts nicht mehr auf die Straße.« — »Immer mehr
 36 Schüler begehen wegen schlechter Zensuren Selbstmord.« — »Immer häufiger greifen
 37 Frauen zur Schmerztablette.« ... Niemand weiß, ob das stimmt. Nichts davon ist glaub-
 38 haft belegt, weil gar nicht belegbar. Die Verfasser solcher kühnen Behauptungen transpor-
 39 tieren damit lediglich ihre eigenen Vorurteile, oft wohl nur aus Gedankenlosigkeit. Andere
 40 schreiben es ab und verbreiten diese Enten weiter.
- 6 41 Nicht nur wir Journalisten stopfen allerlei Fragwürdiges in die Gehirne der Mitmenschen.
 42 Auch unsere Gewährsleute, die Wissenschaftler, lassen es allzuoft an der Sorgfaltspflicht
 43 fehlen. Eine Studiengruppe des amerikanischen Bundesamtes für Gesundheitsstatistik hat
 44 nach dem Zufallsprinzip fünfzig in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte Arbei-
 45 ten über gesundheitsgefährdende Umweltfaktoren ausgewählt und nachrecherchiert. Dabei
 46 ergab sich, daß in nur vier von den fünfzig Forschungsberichten ein direkter Zusammen-
 47 hang zwischen den Umweltfaktoren und möglichen Krankheitsfolgen erkennbar war. Selbst
 48 in diesen vier Fällen kam die Untersuchungskommission zu dem Schluß: »Die geführten
 49 Nachweise sind allesamt unzureichend.«
- 7 50 Leben ist ein gefährliches Spiel. Wir sollten seine Risiken kennenlernen und uns immer
 51 wieder ins Gedächtnis rufen, um sie minimieren zu können. Doch die allenthalben betrie-
 52 bene Hirnverschmutzung ist dabei wenig hilfreich.

Die Zeit, 28.12.1990

Vom Reiz der Umgehung

- 1 1 Sie erinnern sich bestimmt an das heftig diskutierte und vielenorts verbotene Benetton-
 2 Plakat mit dem sterbenden Aidskranken. Jetzt stellen Sie sich vor: Das gleiche Plakatfor-
 3 mat, darauf ein sterbender Krebskranker, die Lungen zerfressen von 30 Jahren intensivem
 4 »Camel«-Genuß, auf der Bettdecke das markante Kamel eingestickt (3 × 3 Zentimeter),
 5 am unteren Plakatrand die Warnung des Bundesamtes für Gesundheitswesen: Rauchen
 6 kann Ihre Gesundheit gefährden. Sonst nichts. Weit und breit keine Zigarette, kein Mar-
 7 kenname.
- 2 8 Gewiß: Solche Werbung mag kontraproduktiv sein. Doch wenn es darum geht, Verbotenes
 9 zu unterlaufen oder gerade Erlaubtes auszureizen, sind die Werbeleute den Gesetzgebern
 10 um Meilen voraus. Das jüngste Beispiel: Vor einem Jahr warb eine Tessiner Firma im
 11 Schweizer Fernsehen für die »Camel Trophy Watch«. Zum Ärger der Arbeitsgemeinschaft
 12 Nichtraucher, die das Werbeverbot für Tabakwaren im Fernsehen verletzt sah und flugs
 13 eine Aufsichtsbeschwerde deponierte. Das Departement Ogi stützte die Beschwerde und

- 14 stoppte die Werbung. Letzte Woche nun kam das Bundesgericht zum gegenteiligen Schluß
15 und hob die Verfügung auf.
- 3 16 Der Fall wird Modellcharakter erlangen. Denn Werbeverbote bieten, wie alle Verbote, in
17 erster Linie Anreiz, nach Umwegen zu suchen. Und solche gibt es in der Werbung beileibe
18 genug. Das zeigt sich am deutlichsten in jenen Ländern, die seit Jahren mit massiven
19 Werberestriktionen, vorab für Tabakwaren und Alkohol, zu leben haben. Dann reduziert
20 sich die Werbung, wie im Falle der Zigarettensmarke »Silk Cut«, auf ein wohldrapiertes
21 Stück Seide mit einem feinen Schnitt drin.
- 4 22 Die Prozeßflut ist programmiert, sollten auch in der Schweiz weitere Werbeverbote wirk-
23 sam werden. Denn an gesundbeterischen Klägern wird es nicht mangeln. Der offenkundige
24 Haken dabei: Die Richter vermögen nur zu verbieten, was den Konsumenten längst in
25 Kopf und Herz gegangen ist. Und die Werber werden sich bei jedem Entscheid reichlicher
26 Publizität erfreuen können.
- 5 27 So werden die Richter mithin zu deren Erfüllungsgehilfen. Die Werbeleute werden's zu nut-
28 zen wissen, indem sie immer neue Formen der »Umgehungswerbung« kreieren. Weshalb
29 nicht auszuschließen ist, daß der krebskranke Camel-Raucher eines Tages zum Einsatz
30 kommt. Oder auf einem Plakat nur noch blauer Dunst zu sehen ist. Oder nur noch eine
31 schwarze Fläche. Auf daß die Konsumentinnen und Konsumenten eifrig zu rätseln begin-
32 nen, von wem denn diese Werbung ist. Bis die rigiden Werbeverbote das Rätsel mittels
33 einer Gerichtsklage lösen.

Urs Zanon, in: Die Weltwoche, 23.7.1992

Darf Kunst nur in dem Land heimisch sein, in dem sie entstand?

Was hinter dem Schlagwort vom kulturellen Ausverkauf der Dritten Welt steht.

- 1 1 In Zürich wurde tibetische Kunst versteigert. Dabei erzielte ein Thangka, ein buddhisti-
2 sches Meditationsbild, mit 265 000 Schweizer Franken einen »Weltrekord«. Da ist der
3 Vorwurf des Ausverkaufs und der Spekulation mit den kulturellen Zeugnissen, in denen
4 sich die Identität der Dritten Welt manifestiert, schnell zur Hand. Deshalb war es auch
5 kein Zufall, daß vor dem Auktionslokal entsprechende Flugblätter verteilt wurden.
- 2 6 Lebten wir in einer friedlichen Welt, könnte man sich auf die Behauptung einlassen, daß
7 Kunstwerke dort bewahrt werden sollten, wo sie entstanden sind. Aber die Wirklichkeit
8 sieht anders aus. Und Tibet, von den Chinesen besetzt, ist nur ein Beispiel dafür, da die
9 Besetzer die autochthone Kultur, die zu einem wichtigen Teil mit dem tantrischen Budd-
10 hismus verbunden ist, zu zerstören trachten, um das Land zu sinisieren. Der Dalai Lama
11 hat deshalb einmal bei einer Ausstellung tibetischer Kunst in Deutschland ausdrücklich
12 dafür gedankt, daß diese Werke außerhalb ihres Herkunftslandes bewahrt, gepflegt und
13 geachtet würden.
- 3 14 Das gilt nicht nur für Tibet und nicht nur heute. Die Kulturrevolution im kommunistischen
15 China richtete sich auch gegen die traditionelle Kultur. Die ethnischen Säuberungen der
16 Serben zielen auf die »Reinigung« des Landes von allem »Nicht-Serbischen«, kulturelle

- 17 Zeugnisse inbegriffen. Längst hat auch der Islam — weitab von der Toleranz in Andalusien
 18 vor dem 15. Jahrhundert — jegliche Duldsamkeit aufgegeben, wie der Fall Ruschdie belegt.
- 4 19 Die Nationalkulturen sind, das lehren Vergangenheit wie Gegenwart, oftmals nur
 20 außerhalb des Territoriums dieser Nation zu bewahren. Und wesentliche Teile des Welt-
 21 kulturerebes wären verloren, wenn die Großen und kleinen Museen, aber auch die privaten
 22 Sammler in »fremden« Ländern sie nicht geschätzt und geschützt hätten. Das wird bei
 23 allen Aktivitäten der Unesco, die auf die Rückerstattung von Kulturgütern zielen, leicht
 24 vergessen.
- 5 25 Der Kultur-Nationalismus als kleiner Bruder einer Dritte-Welt-Sentimentalität mag sol-
 26 che Tatsachen einfach nicht zur Kenntnis nehmen. Historisches Denken ist ihm fremd.
 27 Deshalb vergißt er auch, daß der Ausverkauf national bedeutsamen Kulturgutes ein Privi-
 28 leg aller »fortschrittlichen« Revolutionen war. Nach der Französischen Revolution wurden
 29 die Kunstschatze und Bibliotheken des Adels wie der Kirchen und Klöster eingeschmolzen,
 30 verbrannt, zerstört. Nicht anders war es nach der »Oktoberrevolution«, mit dem kleinen
 31 Unterschied, daß man besonders wertvolle Stücke an den kapitalistischen Westen verkauf-
 32 te. »Nach der Weltrevolution kriegen wir das alles umsonst zurück«, hieß die interne
 33 Parole, wenn Widerspruch gegen die Verschleuderung des Erbes laut wurde.
- 6 34 Das sowjetische Rußland wie das nationalsozialistische Deutschland machten erstmals
 35 einen Unterschied zwischen guter und »entarteter« Kunst, zwischen nützlicher und
 36 schädlicher (die darum zu vernichten sei). Wesentliche Werke der deutschen Kunst des
 37 ersten Jahrhundertdrittels wären verloren, hätten sie nicht das Busch-Reisinger-Museum
 38 in Cambridge, das Kunsthaus Zürich, die Öffentlichen Kunstsammlungen Basel bei der
 39 Auktion in Luzern gekauft. Nicht anders wäre es den tibetischen Thangkas ergangen, die
 40 jetzt in Zürich versteigert wurden.
- 7 41 Weltkultur und Nationalkultur sind kein Widerspruch — wenn die Welt sicher sein kann,
 42 daß die Nationen ihre Kulturen, auch die politisch inopportunen, achten und bewahren.
 43 Aber in welchen Weltteilen kann man sich dessen heutzutage wirklich sicher sein?

Die Welt, 30.11.1992